

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

„Streikagitation.“

Sonderbare Mittel wendet die liberale und konservative Presse an, die Arbeiter in der Frage der Arbeitseinstellungen ins Unrecht zu setzen. So wird jetzt das Ausland gar um Hilfe angerufen.

Es heißt nämlich in Bezug auf die „Streikagitation“, welche gegenwärtig in den deutschen Arbeiterkreisen „grassirt“, daß das Ausland darauf sein Augenmerk gerichtet habe.

„Sowohl englische, als französische und belgische Zeitungen“, so heißt es dann weiter, „nehmen von den Erfolgen jener Agitation, wie sie in den theils schon ausgebrochenen, theils noch im Vorbereitungsstadium begriffenen Massenstreiks zu Tage treten, sorgfältige Notiz, und zwar in einer Weise, welche einen scharfen Gegensatz zu den sorgenvollen Betrachtungen bildet, die von der Presse jener Länder angestellt zu werden pflegen, wenn von dem gewaltigen Anwachsen der deutschen Konkurrenz auf dem Weltmarkt die Rede ist. Das Ausland erlännte in den verhältnißmäßig normalen und stabilen Verhältnissen des deutschen Arbeitsmarktes einen wesentlichen Faktor für die günstigeren Bedingungen, unter denen unsere Industrie in den Wettbewerbs um die Beherrschung des Weltmarktes eingetreten und zu operiren vermochte, blickt aber auf die Bestrebungen der sozialrevolutionären Propaganda, den wirtschaftlichen Schwerpunkt des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitern in Deutschland zum Spielball ihrer parteiterroristischen Willkür zu machen, mit der stillen Hoffnung, daß sie eine dauernde Schädigung unserer gewerblichen Entwicklung zur Folge haben könnten. Wenn wir auch keineswegs zu denjenigen Leuten gehören, die unbedingten Respekt vor ausländischen Urtheilen über unsere inneren Zustände haben, so meinen wir doch, daß England, Frankreich etc. sehr wohl in der Lage sind, ihre eigenen Interessen an der Schwächung unserer internationalen Konkurrenzfähigkeit zutreffend zu bewerten und daß sie keineswegs ganz ins Blau hineinspekuliren, wenn sie von der etwa fortgesetzten Ausbreitung und Vertiefung der deutschen Streikbewegung Vortheile für ihre eigenen Industrien erhoffen. Unsere heimischen Arbeiterkreise, die es angeht, sollten über die ausländischen Pressstimmen, und die Regungen, von welchen solche diktiert sind, nicht achtlos hinweggleiten.“

So unsere kapitalistischen Presslosaden!
Hat man jemals verworreneres Zeug gelesen? Wer nur irgendwie Verständnis von der deutschen Lohn- und Streikbewegung hat, der wird wissen, daß in derselben von den Fachvereinen und Gewerkschaften jeder fremde Einfluß

fast mit übergroßer Aengstlichkeit fern gehalten wird. Und nun soll gar eine „sozialrevolutionäre Propaganda“ bei der Lohnbewegung in Deutschland thätig sein?

Man sieht, daß es der Presse nur darum zu thun ist, die Arbeiter einzuschüchtern zu Gunsten der Kapitalherrschaft. Mögen doch solche Artikelschreiber sich in Berlin bei den streikenden Maurern erkundigen, wo diese Propaganda vorhanden ist oder auch bei der Berliner Polizei, die davon gewiß etwas wüßte.

Und diese selbstbewußten 13 000 Maurer und Arbeiter Berlins, die im heißen, entbehrungsvollen Kampfe stehen, sie zu einem Spielball „parteierroristischer Willkür“ zu machen!?

So etwas kann nur ein gewinnstüchtiges, im Dienste des Kapitals stehendes Schreibergehirn aushecken! —

Die „verhältnißmäßig normalen und stabilen Verhältnisse des deutschen Arbeitsmarktes“, welche den Wettbewerb der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt begünstigten und noch begünstigen, begründen sich eben auf die jammervollen Löhne, die im Durchschnitt in Deutschland gezahlt werden. Und wenn die deutschen Arbeiter gutmüthig genug waren, diese gegen sie selbst gerichteten „normalen Verhältnisse des deutschen Arbeitsmarktes“ lange Zeit zu dulden, so mußte doch über kurz oder lang, wenn die Arbeiterklasse als solche nicht ganz verklümmert sollte, eine gesunde Reaktion in dieser Hinsicht eintreten.

Und diese Reaktion ist eingetreten! Die Arbeiter in ganz Deutschland erheben sich zum Kampfe gegen den übermächtigen Druck des Kapitalismus und da fragen sie allerdings nicht nach den „normalen und stabilen Verhältnissen des deutschen Arbeitsmarktes.“

Wenn diese Stabilität nur durch „Hungerlöhne“ in Kraft treten und behauptet werden kann, dann ist an solcher Stabilität gar nichts gelegen, denn sie nützt lediglich dem Unternehmer, lediglich dem Kapitalismus.

Durch solchen Nutzen aber geschieht dem Vaterlande keine Wohlthat. Mag der „Nationalwohlstand“ dadurch steigen, der nur in den Besitz einer geringeren Anzahl von Personen sich befindet, das Nationalwohl befinden wird dadurch nicht gehoben. Soll dieses gehoben werden, dann muß es auch der zahlreichsten Klasse des Landes, der Arbeiterklasse wohlgehen.

Mag die kapitalistische Presse nun noch so sehr über die gegenwärtige Lohnbewegung in fast allen Gewerkschaften zeteren, mag sie die Arbeiter noch so oft auf die Stimme des Auslandes aufmerksam machen, mag sie die deutschen Arbeiter der „sozialrevolutionären Propaganda“ noch so viel verdächtigen, mag sie von „parteierroristischer Willkür“ reden, es wird ihr nimmermehr gelingen, die Arbeiter von den

einmal eingeschlagenen Wegen der Selbstbefreiung von dem übermächtigen kapitalistischen Drucke abzubringen.

Die Zeiten sind vorüber, wo die Arbeiter noch nach den Anschauungen der liberalen Wirtschaftler und ihrer Organe frugen. Die Michaels, Faucher's, die Schulze's, die Hirsch's haben sich überlebt mit sammt ihrem Harmoniegebudel, welches immer und immer wieder die Arbeiter zum Nachgeben bestimmen sollte. Wir denken, daß es gut ist, daß auch das Kapital einmal zur Nachgiebigkeit gezwungen wird.

Die Arbeiter in diesem Beginnen und in ihrem Kampfe zu bestärken, dazu dienen übrigens auch die ausländischen Pressstimmen, welche davon reden, daß der deutsche Export, daß die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt machtlos ist, wenn nicht die deutschen Arbeiter quantitativ und qualitativ das Beste leisten. Und das können unsere Arbeiter nicht ohne gute Behandlung und ohne gebührenden Lohn.

In diesem Sinne mögen „unsere heimischen Arbeiterkreise über die ausländischen Pressstimmen nicht arglos hinweggleiten.“

Ein Beitrag zur Arbeiterfrage.

(Aus „Demokratische Blätter“.)

Frankreichs Gesetze werden im Namen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ gegeben; die Deklaration der „Menschenrechte“ rechnet jeder Franzose zu den schönsten Momenten der Geschichte seines Vaterlandes. Frankreich besitzt auch ein Gesetz, welches den Arbeitern die Assoziationsfreiheit in einem ziemlich weiten Umfange gestattet, und ein Spezialgesetz über die Syndikatskammern der Arbeiter. Diese Syndikatskammern wurden von der Gesetzgebung gutgeheissen, ihre Einrichtung empfohlen im Interesse der Arbeit wie des Kapitals. Und wie findet sich das „Kapital“ mit dieser Gesetzgebung ab? Die Interpellation, welche der Deputirte Tony Revillon vor Kurzem in der Deputirtenkammer stellte, und ihre Beantwortung durch den Minister des Innern mag auf diese Frage als Antwort dienen!

Die Arbeiter in Chateau-Rognault (Ardennen) lassen es sich einfallen, von ihrem gesetzlich ihnen zustehenden Rechte Gebrauch zu machen und gründen eine Syndikatskammer. Das paßt aber den Arbeitgebern, den großen Fabrikanten jener Stadt, nicht, und allen voran geht das Haus Mars Gerard, welches den Arbeitern, welche an der Organisation der Syndikatskammer Antheil haben, mit Entlassung droht. Der Drohung folgt die That; einer Anzahl Arbeiter wird die Thür gewiesen. Im Gefühl der Solidarität folgen die übrigen Arbeiter ihren Kameraden und es beginnt ein allgemeiner Streik. Ein Streik, bei welchem es sich nicht um eine Lohnerböhung, nicht um eine Verminderung der Arbeitszeit handelt, sondern um die Freiheit, ein gesetzlich garantirtes Recht ausüben zu dürfen! Die Streikenden suchen Arbeit in der Umgegend. Umsonst! Sie werden überall zurückgewiesen; die Arbeitgeber pochen auf ihre Solidarität! Solidarität in der Verletzung der Gesetze, in der

„Die ist abbestellt, mein Kind,“ sagte der Notar. „Haben Sie gar nichts von den Vorgängen dort gehört?“

„Richts,“ sagte das junge Mädchen, mit dem Kopfe schüttelnd; „ich bin nicht von meiner Maschine aufgestanden, aber mit dem heutigen Tage hoffe ich sie auch verdient und keine Schulden mehr zu haben. Aber was ist im Solberg'schen Hause vorgegangen?“

„Siehe sie rasch hinzu,“ doch kein Unglück? Großer Gott, der junge Baron sprengte hier gestern auf einem so wilden Pferd vorüber!“

„Man hat den Grafen Rauten als einen Verbrecher verhaftet.“

„Da,“ rief Käthchen aus, und ihre Augen blihten; „ich habe es gewußt, daß es ein böser und schlechter Mensch sei, aber sie wollten es mir nicht glauben,“ seufzte sie leise und kaum hörbar hinzu und seufzte recht aus tiefer Brust.

„Sie kannten den Grafen Rauten?“ fragte Püster, sie aufmerksam betrachtend.

„Ich habe ihn nur dort gesehen,“ erwiderte Käthchen; aber das Gespräch schien ihr nicht angenehm, und kurz abbrechend, fragte sie: „Doch was war es, Herr Notar, wegen dessen Sie mich rufen ließen? Ich muß meine Arbeit trotzdem zur bestimmten Zeit fertig haben, wenn sie auch heute nicht gebraucht wird, denn ich halte immer Wort.“

„Ja, liebes Kind,“ sagte der alte Mann, in diesem Augenblick wirklich halb verlegen, denn er hatte noch gar keine Zeit bekommen, sich zu überlegen, welchen Vorwand er gebrauchen wolle. „Ich hatte eine Arbeit für Sie.“

„Und was ist es, Herr Notar?“

„Um,“ schmunzelte Püster, und ein eigener Gedank zudte ihm durch's Hirn, „etwas, worauf Sie wohl nicht fallen würden, und wenn Sie ein ganzes Jahr danach riethen.“

„Ist es so außergewöhnlich?“ sagte Käthchen lächelnd. „Außergewöhnlich? Nein, das gerade nicht; es fällt eigentlich alle Tage vor, aber doch nur selten bei alten Junggesellen, wie ich einer bin, liebes Fräulein.“

„Da bin ich aber doch wirklich neugierig,“ lächelte Käthchen.

„Also kurz heraus,“ rief Püster — „ein Brautkleid!“

Feuilleton. Im Eifenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.
(Fortsetzung.)

„Nein, das will und muß ich selber thun,“ sagte Hans, „aber ich darf nicht hinüber und weiß auch Käthchen nirgends anders zu treffen, wo ich ungestört ein paar Worte mit ihr sprechen könnte, und da wollte ich Sie bitten, lieber Notar, sie hier zu sich unter irgend einem Vorwande herüberzurufen zu lassen.“

„Um,“ lächelte Püster leise vor sich hin, „also ein zärtliches Rendezvous zwischen den alten staubigen Altenstößen und Dintenfässern. Wäre allerdings noch nicht dagewesen; ein solcher Vorschlag ist wohl noch keinem Notar in Rhodenburg gemacht worden.“

„Und ich hole sie,“ rief Muz, seinen kleinen Hut vom Nagel reichend, „ich weiß schon eine Ausrede — und wie glücklich wird das arme Käthchen dann werden!“

„Höre, Muz,“ rief der Notar, also überrascht, „die Sache muß doch noch überlegt werden.“ — Aber Muz war schon zur Thür hinaus und unten auf der Straße, und Hans sprang in das Eifenster, wo er, die Gardinen ein wenig zurückziehend, ihm lachend nachsah.

„Guter, kleiner Muz,“ rief er, als er wieder in das Zimmer zurücktrat, „wenn ich nur wüßte, was ich für ihn thun könnte, um ihn in etwas für das ausgestandene Leid zu entschädigen!“

„Wenn Sie das wollten,“ sagte Püster freundlich, „dazu hätten Sie allerdings Gelegenheit.“

„Und welche? Bitte, nennen Sie es!“

„Muz,“ sagte Püster, „hat und kennt nur Eine Sehnsucht: die, zu studiren, wozu ihm aber bis jetzt freilich die Mittel, keineswegs aber die Kenntnisse fehlen. Er sucht keine Zerstreuung, keine Erholung, sondern verbringt jeden Abend bei seiner Lampe mit seinen Büchern.“

„Und was will er studiren?“

„Die Rechtswissenschaft,“ nickte Püster, „und ich zweifle keinen Augenblick, daß er mit seinem Eifer und Fleiß, wie

scharfem, natürlichem Verstand ein ganz ausgezeichnetes Advokat werden könnte.“

„Und das, glauben Sie, könnte ihn glücklich machen?“

„Selig! Denn er wäre dadurch im Stande, sich eine selbstständige und ehrenvolle Stellung zu erringen, und weiter lennt er ja keine Sehnsucht, keinen Ehrgeiz.“

„Gut,“ sagte Hans, und ein fröhliches Lächeln legte sich über seine Züge, „wenn mein kleiner Bruder Muz so ernstlich beschiedene Wünsche hat, dann ist ihm zu helfen; aber das besprechen wir später, lieber Notar, und reguliren das Alles, ehe ich Rhodenburg verlasse. Jetzt naht für mich die Entscheidung. Bei Gott,“ fuhr er fort, da kommt er schon mit Käthchen an! — Hören Sie, mir fängt doch jetzt das Herz ein wenig an zu schlagen, und ich möchte ihr nicht eigentlich so leicht entgegentreten. Das Ganze kam mir wirklich ein bißchen zu rasch. Muz war ja auch wie ein Wetter fort.“

„Er freute sich über das Glück des jungen Mädchens.“

„Aber wenn er ihr nur keine Andeutung unterwegs macht, sonst kehrt sie auf der Stelle um.“

„Der nicht,“ sagte Püster, mit dem Kopfe schüttelnd; „so jung er noch ist, so fest kann man sich auf ihn verlassen. Aber da sind sie schon auf der Treppe. So treten Sie denn einen Augenblick in das Eifenster da hinein, Herr Baron, und lassen Sie den Vorhang hernunter — so — der alte Vorhang fängt an, eine gewisse historische Berühmtheit zu erlangen — da ist sie schon.“

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür, und Muz, der hereintrat, sagte: „Fräulein Peters, Herr Notar. Sie haben doch jetzt Zeit?“

„Laß sie nur hereinkommen. Guten Tag, mein liebes Kind!“

„Herr Notar, Sie hatten gewünscht . . .“

„Haben Sie jetzt viel zu thun und könnten Sie vielleicht ohne Weiteres eine größere Arbeit übernehmen?“ sagte der alte Mann und sah das junge Mädchen forschend an.

„Heute bin ich allerdings sehr beschäftigt, denn ich muß bis sieben Uhr Abends noch ein Kleid für die heutige Gesellschaft im Solberg'schen Hause fertig machen.“

England — Rußland — Afghanistan.

Von Clifé Reclus.

II.

Durch einen fast unerhörten glücklichen Zufall durfte England überdies der Hoffnung sich hingeben, es könnte sich den Besitz seines neuen Reiches durch die seit dreitausend Jahren an verbundene Sklaverei gewöhnte Bevölkerung sichern. In Kasien eingetheilt, theils Muselmanen, theils Brahmanen, Sikhs u. s. w. und verschiedene Sprachen sprechend, waren die einzelnen indischen Rassen überdies von einem gegenseitigen blinden Haß befeuert.

England verstand diesen Haß geschickt auszubenten. Es rekrutierte seine Armeen regionalweise und hielt die verschiedenen Regimenter außer Verband mit einander. Es wußte sie in dieser Feindschaft zu erhalten, um im Falle einer Insurrektion die einen Regimenter gegen die andern zu gebrauchen.

Im Nordosten Indiens leben die Sikhs, Anhänger einer ganz eigenthümlichen Religion und berüchtigt durch ihren wilden Haß gegen alle anderen Hindus. Wie man grimmige Dogmen dresst, so wußte England diese Leute zu dresiren, um sie dann im Falle der Noth auf alle anderen Bewohner der Halbinsel loszulassen.

Endlich giebt es in den tiefen Schluchten des Ost-Himalaya ein Land, Nepal genannt, das nur sehr schwer zugänglich ist und dessen Eroberung für England die doppelte Unannehmlichkeit gehabt hatte, daß es mächtige Anforderungen erforderte und die chinesische Frage zur Folge hatte; denn der Kaiser von China ist der Oberherr von Nepal. Auch mit der halbchinesischen Provinz Tibet unterhält Nepal fast ausschließlich Handelsverbindungen. England versuchte es nicht zu erobern, ließ sich dagegen für diese Zurückhaltung vom Souverän von Nepal das förmliche Versprechen geben, er wolle seine hunderttausend Soldaten dem Gouverneur von Indien zur Verfügung stellen, wenn man derselben zur Bekämpfung gegen die Indier bedürfte.

So geschah auch diese Politik war, so erhielt sie doch die und da einen Stoß und wir wissen, daß der Besitz Indiens zu wiederholten Malen durch eine Revolution bedroht worden ist. Die schauerhaften Episoden des letzten Aufstandes der Sikhs schweben unserm Geiste noch lebhaft vor. Aber bald sollte sich eine ebenso fürchterliche Gefahr zeigen. Jenseits des Paropamisus und des Kaukasus wuchs die russische Macht an, drang in die Steppen und Wüsten und durch diese hindurch nach den Binnenseen und Binnenmeeren. Und die Russen bemächtigten sich nunmehr von Stappe zu Stappe fortschreitend, erst Transkaukasien, dann Transkaspiens, darauf Turkestan und schließlich Khivas. Wohin wollten denn die Moskowiter eigentlich? England gerieth in Aufruhr. Seine Protestationen hinderten die Russen nicht, sich in ihren neuen Eroberungen niederzulassen. Und jetzt hat das Heer des Zaren den Paropamisus erreicht.

Da sich die Engländer nicht in großer Zahl zeigen konnten, so zogen sie vor, unsichtbar zu bleiben, wie es bei den übernatürlichen Weisen Gebrauch ist. In Wahrheit konnten sie es weder in Bezug auf die Anmuth des Gesichts, noch auf seine Manieren, noch auf die Eleganz der Formen mit dem Rajahs aufnehmen. Daher versuchten sie es wenigstens mit dem Luxus; sie waren vor Allem so vorfichtig, das Land sogar ihren eigenen Reisenden und Touristen zu verschließen und dabei jedesmal, wenn einer ihrer wenigen Beamten ins Innere des Landes geschickt wurde, eifrig dafür besorgt, ihn mit einer zahllosen Dienerschaft und einem Gepränge zu umgeben, hinter welchem sich der britische Hochmuth nur schlecht verbarg. Von jetzt an konnten sie ihr Regiment über die Indier leicht handhaben. Sie behandelten diese gewaltige Bevölkerung mit einer Art geringschätziger Freundlichkeit und mit verächtlichem Mitleiden, welches übrigens jeden Augenblick bereit war, von den schrecklichen Mitteln Gebrauch zu machen, welche die angeblichste Organisation der rivalisirenden Heere zu Gebote stellte.

Obemals trennte eine weite Entfernung Indien von Rußland, aber jetzt ist diese Entfernung immer kleiner geworden. Jetzt sind turkomanische Banden und Horden von ungeschätzten Plünderern, welche unlängst noch für die Russen selbst

ein Gegenstand des Schreckens waren, von den russischen Generalen unter ihre Regimenter aufgenommen worden, und nun warten sie auf die Verheerung des reichen Landes, welches sich vom Indus bis zum Ganges erstreckt.

Und die Russen marschiren immer vorwärts, schieben ihre Vorposten immer weiter vor und sammeln fogar, was noch viel merkwürdiger ist, ganze Massen von Kolonisten in einem Lande an, wo noch vor vierzig Jahren kein einziger Russe hätte wohnen mögen.

Also marschiren heutzutage nicht nur die russischen Armeen, sondern sogar das russische Volk, die moskowitzische Race, auf jenem alten Wege Zentralasiens, woher einst die Völker Europa überschwemmten, und auf welchem heute Europa wieder nach Asien zurückkehren zu wollen scheint. Deute steht man schon an den Thoren und der russische General Komaroff lam einen Augenblick in Versuchung, Herat, den Schlüssel zu Indien, wegzunehmen. Wir wissen allerdings nicht, ob und welche Versprechungen Rußland in Betreff des Innehaltens der neuen Grenzen gemacht hat, um dessen Angst zu mildern, aber es ist leicht zu begreifen, wie wenig diese Versprechungen werth sind und wie lange sie gehalten werden.

So ist denn England wegen Indien den Wechselfällen eines furchtbaren Kampfes ausgesetzt. Um diese ungeheure große Domäne zu retten, welche der Königin Viktoria den Titel einer Kaiserin von Indien eingebracht und kolossale Reichthümer in den Händen der englischen Aristokratie aufgehäuft, aber dabei auch die Lasten und das Elend des Volkes vermehrt hat, muß nun England in nächster Zukunft Alles, sogar seine nationale Existenz, auf's Spiel setzen! Dabei kann man allerdings nicht sicher sagen, daß die Eroberung Indiens und die Befestigung Englands den Generalen des Zaren leicht fallen werde. Denn England ist sehr reich an Hilfsmitteln und wird dem Marsche der feindlichen Armeen unzulässige Hindernisse in den Weg zu legen wissen. So sehr aber auch die englischen Patrioten auf letztem Umstand ihre Hoffnungen setzen mögen, so wäre es doch sehr unklug von ihnen, wollten sie die in der Diktatei zugesagte Vorherabsetzung vergessen, in welcher jener Staatsmann, welchen man mit vollem Rechte den letzten Engländer genannt hat, bereits die Soldaten des Festlandes den Boden Englands selbst als Sieger betreten sah. Aber nicht nur die Militärische Operirt gegen Englands Herrschaft in Indien, — es dringt noch eine andere Macht gegen dieselbe vor, die Eisenbahn.

Während die Engländer aus Furcht vor den in Transkaukasien aufgestellten russischen Truppen auf die Erbauung einer Eisenbahn in Kleinasien verzichtet haben, arbeitet die russische Regierung daran, von der Meerenge von Konstantinopel aus ihr Eisenbahnnetz im Süden des Kaukasus und zu beiden Seiten des kaspischen Meeres zu ergänzen. Schon wird das streitige Gebiet von russischen Lokomotiven befahren!

Was wird demnach in Zukunft England jene Reihe militärischer Stationen: Gibraltar, Malta, Cypern und Aden, helfen, deren Besitz ihm in Europa so viel Eifersucht und Haß eintrug? Was wird das Resultat jener traurigen Expedition nach Egypten sein, welche England so viel Leute gekostet hat und seinem nationalen Prestige ebenso schwere Wunden geschlagen hat wie seine Finanzen und Soldaten? Wer berechnet, wie viele Menschenleben und Kapitalien die Eroberung und der Besitz Indiens schon verschlungen haben, der begreift auch, wie ungeheurer viel England vielleicht schon in nächster Zeit verlieren wird! In diesem Falle wird es wenigstens ein Glück für dasselbe sein, wenn es, geheilt von dieser grausamen Erfahrung und von den Chimären der äußeren und der Kolonial-Politik, in seinem Innern die nützlichen Tugenden des Stolzes und der Gleichheit wieder aufblühen sieht, durch welche sich seine Vorfahren so sehr auszeichneten.

England wird von seinem Traum der Hegemonie zurückkommen müssen. Aber wenn wird diese zu Theil werden? Ein Rußland? Oh, gewiß ist seiner riesigen Militärmacht noch eine große Wirksamkeit in der Welt, welche es überziehen zu wollen scheint, vorbehalten! Doch läßt sich voraussehen, daß es nicht zur Verwirklichung dieses seines Traumes gelangen wird.

Aus dem sommerlichen New-York.

Von Chr. Tarnuzzer.

Zwischen der Bay, dem Hudson und dem East River auf der Manhattan-Insel, die den Indianern 1624 für 24 Dollars abgekauft wurde, liegt New-York, die Handelskönigin Amerikas. Die Insel ist etwa sechs Stunden lang und wird, wenn ihr nördlicher Theil einmal ganz überbaut ist, eine größere Einwohnerzahl tragen als irgend eine Stadt der Erde.

Die Lage New-Yorks ist eine äußerst gesunde und beidenswerthe; ohne die Vorzüge derselben würde sie bei ihrer noch immer großen Unreinlichkeit einen Heerd für zahllose Krankheiten abgeben, und ihr immer in Extremen sich bewegendes Klima müßte viel zahlreichere Opfer fordern.

Im Sommer legt sich dies langgezogene Stück Land mit seinem endlosen Häusermeer wie eine glühende Badsteinzunge lechzend an das kühlbewegte Wasser und wird des Trinfens nimmer satt. Die Wandlung der Metropole aus einer nördlichen Winterstadt in einen Tropenort ist ganz plötzlich vor sich gegangen. Dieses zauberartige Umkleiden hat auch noch immer seinen Reiz für den, dem es nicht mehr neu ist. Wer die Tropenländer nicht gesehen hat, bekommt hier ein Vorgefühl jener lichtreichen, wunderbaren Welt: das reine Blau des Himmels, die unvergleichliche Schönheit der Abendröthen, die Glühwärme der Sonne, die glänzenden Feuerfliegen in dem Reiz der Nacht — das Alles sagt ihm, wie es im Süden ist. Auch Kleidung, Lebensweise und Gebräuche der Menschen tragen einen stark südlichen Charakter. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, Männer, Frauen und Kinder fast ohne Ausnahme mit Fächern einhergehen und eine ganze Bevölkerung in den Häusern und auf den Straßen säkeln zu sehen. Wenn Jean Paul sich getraute zu behaupten, daß die Frauen mit der ewigen Vibration ihrer Zungen zur Reinigung der Luft beizutragen vermögen, so müßte man den Effekt, der durch das Palmfächerpiel einer ganzen Stadt entsteht, ungleich höher anschlagen. Der Bankier auf dem eleganten Sopha, die mit Brillanten geschmückte Lady in der Karosse, der Gast im Salon, die Damen in ihrem rocking chair, der Spaziergänger auf dem Broadway, der

Fuhrmann auf dem Wagen, der Stiefelpuher an der Straßenecke — sie Alle wehen sich Kühlung zu mit dem Fächer, der meist ein einfacher Palmfächer ist. Ganze Familien flüchten aus der Hitze der Häuser Nachts hinaus auf die Dächer, zu schlafen, und erst der Schummer heißt die Hand, den Fächer sinken zu lassen. In den Kirchen, den Theatern, den Gerichtshäusern, den Eisenbahnwaggons, den Straßencars und Omnibussen wehen die unentbehrlichen Fächer.

Auch die Anzahl der mannigfaltigsten Tropenfrüchte, die in den Stores der Konditoreien und allen Straßenecken zum Verkauf ausgestellt sind, spricht uns deutlich und viel von den wärmeren Himmelsstrichen, denen der Himmel immer mit gleicher Freundlichkeit lacht. An den Straßenecken stehen Buben, reichbeladen mit der mildbüßigen Frucht der Banane, mit Zitronen, Pomeranzen, Äpfeln, Pfirsichen, Melonen und dem duftenden Ananas. Freilich sind die Früchte so mehr in demokratischer Form geboten. Die braven Verkäufer schreien vor einem jeden Haus; ganze Wagen mit Pomeranzen und Äpfeln ziehen an uns vorüber. Die Billigkeit aller dieser Früchte ist groß und macht es Jedem möglich, seinen Theil davon zu genießen. Alle Augenblicke sehen wir einen Vorüberwandelnden mit einem großen Stücke einer Wassermelon am Munde und die Straßenzungen saugen das süße Wasser der kühlenden Frucht aus Stücken, deren Größe geradezu eine erstaunliche ist. Ueberall stehen Trinfstände und die Baar-rooms der vielen Salons und Wirthschaften bieten Kühlung und Labe. Und dies ist nöthig, selbst wenn es nur ein demokratisches Glas Eis ist, das der vom Pferde steigende Fuhrmann und der heisere Zeitungsjunge begierig trinkt. Die Seele droht Einem aus dem Leibe zu schmelzen, wie es im „Amerikanischen Skizzenbüchlein“ von Amos heißt. Eis und Frucht ist im Sommer hier die Parole, Eis und Frucht der eigentliche Wille des Volkes.

An einem solchen Sommertage länge es dem Fremden wie eine Mär, wenn man ihm von dem winterlichen New-York und seiner Polarälte erzählen würde. Wie schneidig waren da die Lüfte, wie wüthend die Schneestürme, wie roth die Nasen, mit Ausnahme der Negernasen! Die un-

Kommunales.

Der am Donnerstag verstorbene Stadtverordnete, Baumeister Jemisch, dessen Beerdigung am Sonntag stattfand, vertrat in der Stadtverordneten-Versammlung die Wähler der ersten Wahlabtheilung des 14. Wahlbezirks. Dieser Wahlbezirk umfaßt die Stadtbezirke 255 bis 326.

In Betreff des Parks auf dem Kreuzberge haben wieder Verhandlungen zwischen Deputirten der Ministerien des Innern und der öffentlichen Arbeiten, des Magistrats, des königlichen Polizeipräsidiums und der Ministerial-Baukommission stattgefunden. Dieselben sind aber noch nicht zum Abschluß gelangt, da an die Stadtgemeinde die Forderung gerichtet wird, daß sie die vier Grundstücke in der Nähe des Denkmals auf dem Kreuzberge, welche angekauft werden sollen, selbst erwerbe. Der Magistrat wollte die Erwerbung dem Staate überlassen, stellte indeß einen erheblichen Beitrag zu den Kosten in Aussicht. Voraussetzlich wird der Magistrat nach Ablauf der Ferien der Stadtverordneten-Versammlung eine Vorlage machen, damit in dieser Weise der Standpunkt beider städtischen Behörden festgestellt werden kann.

Lokales.

Die Lohnkommission der Maurer hat in Massen ein Flugblatt verbreitet, das sich an die Berliner Bürger und das hiesige bauende Publikum, sowie an die hohen staatlichen und städtischen Behörden wendet und die Arbeitseinstellung behandelt. Ueber ihren Verdienst lassen sich in dem Flugblatt die Maurer wie folgt äußern: „Es ist der Stundenlohn für die Maurer hier nach wiederholten Kämpfen auf 40 Pfennige festgesetzt. Bei diesem Stundenlohn würde es ein Arbeiter, der alle 2400 Stunden im Jahre arbeitet, die ihm die Witterung zu arbeiten erlaubt, was aber nicht eintritt, 900 Mark jährlich oder einige Pfennige über 18 Mark wöchentlich verdienen. Schon dieser Verdienst wäre für Berlin kaum hoch genug, er wird aber nie erreicht. Die Zahlen über den Verdienst des einzelnen Maurers, die wir gesammelt haben, geben den Jahresverdienst im allergünstigsten, nur von äußerst wenigen Personen ausnahmsweise erreichten Falle auf 936 Mark an, was gerade 18 Mark wöchentlich ausmacht. Ein gewöhnlicher guter und fleißiger Maurer kommt nicht höher als auf 16 Mark wöchentlich, der Durchschnittsverdienst erreicht etwa 15 Mark und ein großer Theil der Maurer bleibt ohne irgend welches eigenes Verhältniß, nur weil er z. B. aus Zufall öfters die Arbeitseinstellung wechseln muß, weit unter diesem Verdienst. Nun ist aber der höchste Verdienst des Maurers mit 18 Mark wöchentlich, den er bei 40 Pfennigen Stundenlohn erreichen kann, in Anbetracht der besonderen Aufwendungen für die Ernährung und Bekleidung, die die anstrengende Arbeit im Freien, im Sommerbrand, Regenschauer und im schneidenden Winde, je nach der Jahreszeit erfordert, durchaus nicht ausreicht. Wir geben hier ein kurzes Ausgabeverzeichniß eines Maurers, das aus der Wirklichkeit genommen ist, um unsere Behauptung zu erwiesen. Es kostet eine Maurerfamilie mit 4 Kindern Miethe 210 M., Steuern 24 M., Doktor und Apotheker 30 M., Kleidung 100 M., Schuhwerk 40 M., diverse Ausgaben für den Mann auf der Baustelle bei der Arbeit 76 M., Wäsche 30 M., das sind 520 M. Es bleiben also für alle Ausgaben der Wirthschaft 416 M. oder 8 M. wöchentlich, wofür die Familie gefund nicht zu erhalten ist, wie jeder Kenner hiesiger Verhältnisse zugeben wird. Und dies ist der allergünstigste Fall, man schließt draus, wie trostlos es in anderen Fällen aussieht.“ Die Zahlen machen einen ganz anderen Eindruck als die kurzlich von den Meistern in der ganz kapitalistischen Presse verbreiteten. Auf diese Berechnungen, die durchaus den Stempel der Wahrheit tragen, bleiben die Herren Arbeitgeber leider die Antwort schuldig.

Der Stellenvermittlungsschwindel steht nicht allein in Berlin in hoher Blüthe, sondern er wird auch von anderen Orten aus mit großem Raffinement und augenscheinlich auch mit Erfolg betrieben und zwar stellt gerade Berlin, wo doch schon genug Gelegenheit zum „Reinfall“ ist, ein ganz bedeutendes Kontingent von Opfern der „außerhalbischen“ Beutelschneider. In besonders hervorragender Weise zeichnet sich durch unverschämte Praxis in der Geschäftshandhabung die

geheuern Eismassen, die man da sammelte und welche jetzt zur Labe der Bevölkerung in die Stadt geschafft werden, können davon zeugen, daß diese einst ein ganz anderes Kleid getragen und mit dem nördlichen Klima eine zu vertraute Bekanntheit geschlossen hatte.

Das Eis ist in New-York kein Luxusartikel, sondern gehört zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, wie das Bier dem Bayer Lebensmittel geworden ist. Das Trinkwasser wäre im Sommer ohne Eis ohne Labe, ja es wäre nur schwer zu genießen, ob es auch nach Wien das beste Wasser der Großstädte ist. Butter und Fleisch und verschiedene Produkte würden sich ohne die Zuthat des Eises gar nicht erhalten lassen. Der New-Yorker der sich ohne Eis nicht zu denken vermöchte, würde, wenn alle Quellen der Eisbildung bis in den Norden hin verstopft werden sollten, vielleicht noch weiter vordringen als der Nordpostfahrer Greeley, wenn es nötig wäre, das Eis von dort herbeizuschaffen. Wir haben von diesem kolossalen Verbrauch des Eises im Sommer gar keinen Begriff.

Die Eismagazine, welche New-York versorgen, liegen oberhalb der Stadt am Hudson; der enorme Bedarf wird allnächtllich durch eine ganze Flotille herbeigeschafft und den Händlern abgegeben, welche die großen Eisstücke auf unzähligen Karren in der Frühe des Morgens durch die Straßen fahren. Der Ice-man fährt von Haus zu Haus; er trägt erstaunlich große Stücke mit einer Zange gefaßt in die Häuser der Reichen und Bemittelten und versorgt so in der größten Regelmäßigkeit die dürftigsten Menschen mit der kühlen Labe, daß auch die Armen ihren Bedarf in Form von kleinen Stücken erhalten können. So scheint vor dem flüchtigen Blicke des einsamen Morgenpapiergängers der Bedarf von Lebensmitteln den drei Millionen Menschen leicht vermittelt zu werden und das Leben in mühseliger Regelmäßigkeit sich abzuwickeln, und nur wenn die Vorbereitungen der Nacht und das Mühen und Ringen des Tages bedacht werden, schaut man hinter die Roullissen des Lebens, wo Alles im Herben, unendlichen Daseinslampe ringt und jedes Leben einen Tod, jedes Glück das Verderben eines andern voraussetzt.

Eine bemittelte Familie erhält für den Tag einen Eiswürfel, der zwei bis drei Fuß Seite hat. Wir sind in unse-

